

IRENE FRITSCH

RUSSISCHER SOMMER

Kriminalroman

ZWEI RUSSEN MACHEN GESCHÄFTE

Nicht zu fassen, dachte Nikolaj Michailowitsch Smirnow, als er in die Rönnestraße einbog und Serjoschas Haus suchte. Nur wenige hundert Meter von seiner Wohngegend am Lietzensee mit den herrschaftlichen Häusern und wohlhabenden Bewohnern entfernt, befand er sich plötzlich in einer anderen Welt. Mietskasernen! Manches hatte er darüber gehört: abbröckelnder Putz, winzige Wohnungen, vollgestopft mit rachitischen Menschen, Lärm und Streitereien rund um die Uhr. Grauensvoll! Aber noch nie war er mit diesen Wohnverhältnissen in nähere Berührung gekommen: Wie kann man hier wohnen? Wie kann Sergej Iwanowitsch Popow hier wohnen? Ein früherer Sträfling zwar, der in Sibirien bei Weitem elender gehaust hatte als hier. Aber nichtsdestotrotz der Angehörige eines alten russischen Adelsgeschlechts aus dem Gouvernement St. Petersburg, ein angesehener und ehemals vermögender Fürst! Als sie sich im vorigen Jahr hier in Berlin zufällig im „Russki Ugolok“ begegneten, einem bei den russischen Emigranten beliebten Lokal am Nollendorfplatz, fielen sie sich vor Freude in die Arme, sangen, tanzten, tranken die ganze Nacht und sprachen von ihren Hoffnungen auf bessere Zeiten. Mit Tränen in den Augen auch von den alten bösen Zeiten, als sie sich vor knapp zwanzig Jahren in dem Straflager in Ostsibirien kennengelernt hatten, wo sie sich fast zu Tode schuften mussten. Von Sergej, 1905 als Revolu-

tionär verbannt, erfuhr Nikolaj jetzt, dass er 1917 nach der Rückkehr aus der Verbannung unter der Regierung der siegreichen Revolutionäre in keiner Weise von diesen als solcher angesehen wurde. Nun war er, Popow, wieder ein Angehöriger der Adelskaste, wurde von den Bolschewisten beraubt, verfolgt und ins Exil getrieben und war schließlich in Berlin gestrandet.

Nikolaj atmete durch, betrat das Haus und ging geradeaus weiter durch die Hoftür. Er durchquerte den Hinterhof, auf dem Scharen von schmutzigen, zerlumpten Kindern spielten, die ihn, einen elegant gekleideten älteren Herrn mit üppigem grauem Vollbart und dunklem Hut, mit offenen Mündern anstarrten, als er sich den Weg durch ihre Spiele bahnte. Er stieg in dem Hinterhaus auf knarrenden Holzstufen weisungsgemäß drei Treppen hoch. Zwei Wohnungen lagen sich gegenüber. An der einen Tür war auf einem Pappschild in Großbuchstaben „Wegner“ geschrieben, an der anderen stand nichts. Hier musste es sein. Er klopfte.

Ein schlanker Mann, Anfang vierzig, ohne Bart, bekleidet mit einem russischen Bauernkaftan, öffnete ihm. Die vollen dunklen Haare hatte er nur flüchtig nach hinten gebürstet. „Guten Abend, Kolja, tritt ein!“, begrüßte er seinen Gast. „Guten Abend, Serjoscha!“ Smirnow schaute sich in dem kleinen Flur kurz um, dann folgte er seinem Gastgeber in das offenbar einzige Zimmer der Wohnung. Es war eingerichtet mit wahllos zusammengewürfelten Möbeln, ein großer Schrank und ein altes Eisenbett an der einen Wand, ein Schreibtisch, Tisch und Stühle an der anderen, am Fenster noch ein schäbiger, aber wahrscheinlich bequemer Sessel. Immerhin war der Raum bedeckt mit einem großen Teppich.

Nikolaj verzog das Gesicht: „Hier wohnst du? In diesem Loch?“

Sergej schaute ihn gleichgültig mit seinen hellblauen Augen an und zuckte mit den Schultern: „Das genügt mir. Setz dich doch!“

„Jetzt verstehe ich auch, warum wir gewöhnlich unsere Geschäfte in meiner Wohnung abwickeln“, fuhr Smirnow indigniert fort.

Sein Gegenüber reagierte nicht darauf, sondern zeigte nur auf eine schmale Tür an der Seite: „Ich habe sogar eine Küche, in der ich alles Nötige aufbewahre.“ Sprachs, ging hinein und kam mit einer Wodkaflasche und zwei Gläsern zurück. Er setzte sich zu Smirnow an den Tisch, goss die Gläser randvoll und reichte eins seinem Besucher, dessen Blick jetzt an dem einzigen Wandschmuck im Zimmer hängenblieb.

„Was hast du denn da für einen Lumpen an die Wand genagelt“, fragte er und zeigte auf einen zerschlissenen Wandteppich. „Soll das etwa ein ‚Wladimir‘ sein?“ Jeder Russe kannte die wichtigste Ikone der russischen Orthodoxie, die berühmte „Gottesmutter von Wladimir“ aus dem 12. Jahrhundert mit der Darstellung von Maria mit dem Jesuskind.

„Das ist ein sehr alter und sehr wertvoller Gobelin aus meinem Elternhaus“, wies ihn Popow zurecht. Dann hob er sein Glas: „Prost!“ Beide tranken es in einem Zug aus, er goss nach und belehrte seinen Besucher: „Diese Unterkunft ist nur vorübergehend, mein lieber Kolja. Wie es aussieht, sind die Bolschewisten am Ende. Ich werde bald in meine Besitzungen nach Russland zurückkehren und wieder das mir angemessene Leben im Kreis meiner Familie führen.“

Smirnow ärgerte sich über den herablassenden Ton, aber er schwieg. Freunde waren sie nie gewesen, und Popow hatte sich in den vielen Jahren nicht verändert. Als ein echter Fürst, fühlte der sich selbst in dieser elenden Behausung ihm überlegen. So hatte er sich schon im Gefängnis verhalten, obwohl er ein Sträfling war wie alle anderen. Trotz widrigster Umstände bewahrte er in allen Situationen seinen Abstand, seine fürstliche Würde. Dazu kam sein Status als politischer Gefangener. Diese standen in der Hierarchie im Straflager an erster Stelle und genossen von den Beteiligten, Mitgefangenen wie Wächtern, mehr Achtung als die wegen krimineller Straftaten Verurteilten, zu denen Smirnow gehörte. Sergej Popow, der Außenseiter, kam nie jemandem nahe. Allerdings *einen* Freund hatte er besessen! Den alten Gregorij, einen Drucker, der aber sein außerordentliches handwerkliches Geschick nicht in seinem angestammten Beruf, sondern anderweitig und entschieden profitabler eingesetzt hatte, nämlich in perfekten Fälschungen jeder Art – Geldscheine, Dokumente, Bilder –, die nur wenige Experten vom Original unterscheiden konnten. Letztendlich wurde Gregorij aber doch überführt und zu Zwangsarbeit nach Sibirien verschickt. Sergej Iwanowitsch Popow, ein feinsinniger, künstlerischer Mensch, war fasziniert von ihm, dem Meister der Feder und Farben. Er wurde sein gelehriger Schüler und schließlich ein ebenso begeisterter und hervorragender Fälscher wie er. Eine Profession, die ihm, wie sich jetzt herausstellte, ermöglichte, auch im Exil ausreichend Geld für seinen Lebensunterhalt zu verdienen, vor allem, seit er Nikolaj wiedergetroffen hatte.

Smirnow griff nach seiner Aktentasche: „Fangen wir an, ich habe nicht so viel Zeit.“

„Gut!“ Popow öffnete die Schreibtischschublade und nahm einen dicken Umschlag heraus. „Bitte sehr!“

Es waren die Rechnungen des vergangenen Monats für alles, was in dem Spielsalon, in dem Smirnow als Geschäftsführer fungierte, ausgegeben worden war, vorwiegend für Getränke, aber auch diesmal für einen neuen Kronleuchter, die Reparatur einer Jalousie oder andere Kleinigkeiten. Besitzerin dieses illegalen Spielclubs war die Gräfin Auguste von Hohenstein, die ihrem Geschäftsführer, ihrem ‚Fürsten‘, wie sie ihn nannte, blind vertraute. Die Rechnungen hatte dieser vor ein paar Tagen Popow übergeben, damit er die ursprünglichen Zahlen entfernt und die vom Händler geforderten Kaufpreise, manchmal erheblich, vergrößert. Die gefälschten Rechnungen nahm Smirnow nun entgegen und fügte sie zu seinen Geschäftsunterlagen.

Es war für beide ein sicheres und einträgliches Verfahren des Gelderwerbs. Falls die Gräfin, die von Einkäufen und Preisen nichts verstand, überraschend die Geschäftsbücher kontrollieren würde – was sie noch nie getan hatte – würde sie nur Sergejs perfekt gefälschte Rechnungen begutachten. Er vermutete, dass Kolja auch einen Teil der Gewinne ihrer Spielbank ohne Bedenken unterschlug. Er selbst, der nie Interesse am Glücksspiel gehabt hatte, kannte die Gräfin nur flüchtig, hatte sie einmal kurz bei einem Besuch in ihrer Wohnung kennengelernt.

Smirnow steckte den Umschlag in seine Tasche und gab Popow im Gegenzug einen Paken Geldscheine, den dieser achtlos in die Schublade warf. Dann reichte er ihm einen anderen Umschlag: „Hier hast du die nächsten Rechnungen. Kannst du sie bis zum Monatsende erledigen?“

Popow schenkte beiden nach, trank und meinte: „Für dich immer! Zum Wohle!“

Unterdessen hatte Smirnow aus seiner Aktentasche eine Tüte herausgeholt: „Hier sind noch ein Ring und zwei Arm-bänder, habe ich gefunden zwischen Augustes Wäsche. Hat sie sicher vergessen. Meinst du, du kannst sie verkaufen?“

Sergej nahm seine Uhrmacherlupe aus der Schublade, klemmte sie sich vor das Auge und betrachtete die Juwelen minutenlang: „Alle Achtung!“ Er nickte anerkennend: „Edle Stücke, ich vermute Unikate, sehr wertvoll! Ich muss überlegen, wem ich sie anbieten kann. Du hörst von mir!“

Sie tranken weiter. Nach mehreren Gläsern hatte Nikolaj seinen Groll auf die Überheblichkeit seines Gastgebers vergessen und brachte nun ein Problem zur Sprache, das ihn seit einiger Zeit beunruhigte. „Serjoscha“, begann er, „ich brauche deine Hilfe. Aber niemand darf davon erfahren!“

Ein betrunkenes Lachen unterbrach ihn: „Das ist ja mal ganz was Neues! Ich höre!“

„Du weißt, dass seit ein paar Monaten bei der Gräfin ihre Nichte Paula wohnt, wahrscheinlich für immer. Die beiden verstehen sich gut, von Tag zu Tag besser, spüren eine besondere Nähe zueinander und es kommt mir vor, als hätten sie jetzt ihre Blutsverwandtschaft entdeckt. Vor allem die Gräfin will ihre Nichte mit allen Mitteln fördern und scheint sie bereits als ihre legitime Erbin anzusehen. Sie hat doch tatsächlich vor, gegen meinen Willen natürlich, diese Paula unseren Gästen als ihre Nachfolgerin vorzustellen! Es geht jetzt um ihr Testament, in dem sie mich vor einiger Zeit als Alleinerbe eingesetzt hat, wie sie mir sagte. Ich fürchte, sie ändert ihren letzten Willen zugunsten ihrer Nichte. Jetzt frage ich

dich: Du bist zwar als Fälscher ein Profi und die Rechnungen der Gräfin bearbeitest du perfekt, aber könntest du auch ein Testament herstellen, das allen kritischen Untersuchungen standhält?“

Ein schlichtes: „Ja!“ war die Antwort, dann folgte die Frage: „Weißt du, wo die Gräfin ihr Testament aufbewahrt, zu Hause?“

Nikolaj nickte. „In einer Schublade bei ihren anderen Papieren.“

„Dann schlage ich vor, du bringst es mir, möglichst bald, ich kann mir anhand des Originals die nötigen Materialien besorgen und stelle dir dann ein zweites Original her. Sollte die Gräfin wirklich inzwischen sterben und in einem neuen Testament ihre Nichte als Erbin eingesetzt haben, was beides sehr unwahrscheinlich ist, musst du nur ihr neues Testament mit meinem austauschen. Das dürfte nicht allzu kompliziert sein.“ Er goss die Gläser noch mal voll, sah, dass die Wodkaflasche leer war und holte aus der Küche eine neue: „Zum Wohle!“ Sie tranken.

Nikolaj atmete auf. „Danke, du bist ein echter Freund! Mir fällt ein Stein vom Herzen.“

Sergej schlug vor, an einem der nächsten Tage sich im nahegelegenen Park am Lietzensee, an der großen Wiese zu treffen. „Wir könnten zum Bootshaus gehen, und wieder mal eine kleine Ruderpartie machen.“

„Gut! Ich muss jetzt gehen“, Nikolaj stand schwankend auf und blickte sich um: „Wo ist eigentlich deine Toilette?“

„Halbe Treppe!“

Nikolaj lachte: „Dann nehme ich lieber einen Baum!“

ALPTRÄUME

Als sein Geschäftspartner gegangen war, ließ sich Sergej rücklings, mit geschlossenen Augen auf sein Bett fallen. Nach einigen Minuten raffte er sich auf und trank weiter. Er war wieder einmal am Ende, konnte sein schäbiges Leben nur im Rausch ertragen. Was hatten dieser schmutzige Spitzel von der Ochrana und die Jahre der Verbannung in Sibirien aus ihm, dem sensiblen, begabten Studenten der Kunstgeschichte und Literatur an der Petersburger Universität, gemacht? Einen Kriminellen, der ahnungslose Menschen wie die Gräfin Hohenstein nach Strich und Faden beraubt und nun ihre unbekannte Nichte zugunsten eines anderen Kriminellen um ihr Erbe bringen soll. Nichts unterschied ihn mehr von Smirnow, dem Dieb und Betrüger, den er damals im Straflager verachtet hatte. Der, seinen eigenen Neigungen entsprechend, im Gefängnis unter den Sträflingen homosexuelle Beziehungen ermöglichte und sich dafür bezahlen ließ.

Sergej ekelte sich vor sich selbst! Und ein Lügner war er außerdem, er belog sich selbst! Längst hatte er den Glauben an den Untergang der Bolschewiki verloren, genauso wie die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit seiner Familie. Die Tatsache, dass er nichts über ihr Schicksal wusste, vergrößerte sein Leid unendlich. Vor Monaten hatte er schon einen Notar am Nollendorfplatz beauftragt, Nachforschungen nach dem Verbleib seiner Eltern und Geschwister anzustellen, aber nie eine Nachricht erhalten.

Volltrunken schlief er ein. Aber sein Rausch war nicht schwer genug, sein Unterbewusstes auszuschalten. Kaum eingeschlafen nahm wieder der Alptraum, die nächtliche Folter, seinen Lauf.

Wieder lag er im Petersburger Gefängnis auf seiner Pritsche, er ein Student, der französisch, englisch und deutsch fließend, und ein bisschen italienisch sprach, der einem Literaturzirkel angehörte, in dem verbotene ausländische Bücher gelesen und diskutiert wurden. Damals, 1905, galten solche Clubs schon als Verschwörernester. Die Ochrana, die politische Geheimpolizei des Zaren, schlug zu: Verhaftung, Gefängnis, tagelange Verhöre, schlaflose Nächte, auf der Pritsche liegend und grübelnd. Eines Nachts ging die Zellentür auf, eine elende Gestalt wurde hineingestoßen auf die andere Pritsche. Stumm beobachtete Sergej den neuen, von Weinkrämpfen geschüttelten Zellengenossen. Nach einer Weile beruhigte der sich, hob den Kopf und fragte: „Verschwörung?“

Sergej nickte: „Du auch?“

„Ja, nein!“ sein Gegenüber schrie fast: „Ich habe nichts gemacht. Mein kleiner Bruder, der studiert Philosophie ...“ Er schluchzte wieder. „Die haben ihn festgenommen. Ich wollte ihm helfen, habe gesagt, dass *ich* das Volk befreien wollte, nicht er. Alles umsonst!“ Pause. „Und du?“

Sergej zuckte mit den Schultern: „Nichts, ich habe nichts getan, nur gelesen und diskutiert.“ Dann erzählte er dem Zellengenossen, auf seine interessierten Nachfragen hin auch sehr ausführlich, von den Abenden mit den Kommilitonen. Das war sein Verderben. Als schließlich sein Prozess stattfand, beruhte die Anklageschrift allein auf der Aussage

dieses Mithäftlings, dem verdienten Diener des Zaren und Ochрана-Spitzel Pawel Leschnikow. Nie würde Sergej diesen Namen vergessen! In der Verhandlung trat er als Zeuge auf und zitierte ausführlich das „Geständnis“ des Angeklagten. Sergej, an Händen und Füßen gefesselt, schrie, wollte aufspringen, sich auf den Lügner stürzen, wurde zurückgerissen und geschlagen. Stehend, an Nase und Lippen blutend, hörte er das Urteil des Gerichtes, das den Revolutionär Sergej Iwanowitsch Popow vier Jahre in ein Straflager nach Sibirien in die Verbannung schickte.

Trotz der zwanzig Jahre, die inzwischen vergangen waren, erschienen ihm in vielen Nächten die verzerrten Gesichter der Richter im Traum, wie sie gnadenlos ihr Urteil sprachen, und die teuflische Fratze des grinsenden Pawel Leschnikow, der in dem großen Gerichtssaal wie ein Verrückter umhertanzte.

Ein lautes Trommeln an der Tür unterbrach gnädig den Alptraum. Sergej wurde wach, aber rührte sich nicht, wollte weiterschlafen. Doch der Lärm nahm kein Ende, wurde nur noch lauter. Widerwillig und schwankend erhob er sich und öffnete die Tür.

Ein junger Mann stand davor. „Hauen Sie ab!“, lallte Sergej auf Russisch und wollte die Tür zuknallen, aber der künftige Kunde hatte schon seinen Fuß dazwischen gestellt und rief: „Ich brauche Ihre Hilfe! Ich zahle, was Sie wollen!“

Jetzt ertönte auch noch eine aufgebrauchte Frauenstimme hinter dessen Rücken. Die Nachbarin, im Morgenrock und mit zerwühlten Haaren, war durch den Lärm wach geworden und brüllte nun ihrerseits: „Kann man denn nie in Ruhe pennen! Jede Nacht diese Sauferei und Krach! Dit is verboten! Ick zeije Sie an!“

Sergej riss sich zusammen, lallte diesmal auf Deutsch: „Morgen, um drei!“ Dann taumelte er zurück ins Zimmer. Der junge Mann schloss die Tür und, begleitet von dem nicht enden wollenden Gekeife der Nachbarin, verließ er das Haus.

Pünktlich um drei Uhr am nächsten Tag klingelte es an Popows Tür. Nüchtern und sauber gekleidet fragte er den Besucher nach seinen Wünschen. Unaufgefordert nannte dieser seine Referenzen, um sich als ehrlicher Kunde auszuweisen, das heißt, von welchen Bekannten er die Adresse bekommen hatte.

„Was wünschen Sie?“

„Eine Aufenthaltsgenehmigung für einen russischen Freund. Hier die Unterlagen.“

Popow öffnete den Umschlag und blätterte die Papiere durch: „Kein Problem! Nächste Woche können Sie den Schein abholen.“

Der Besucher war erfreut: „So schnell?“ Im Weggehen fragte er noch wie nebenbei: „Fälschen Sie auch Geld?“

„Nein“, lautete die Antwort.

„Schade!“

Popow zögerte, dann nannte er eine Adresse in der Bülowstraße. „Versuchen Sie es dort. Fragen Sie nach Grischa, sagen Sie, Sergej schickt Sie.“ Sein Besucher bedankte und verabschiedete sich.

Sergej warf den Umschlag in die Schreibtischschublade zu den anderen Papieren. Solche Kleinigkeiten machte er nur noch manchmal nebenbei, aus Freundschaft zu seinen alten Kunden, die ihn immer noch weiterempfahlen. Nachdem er damals Smirnow wieder getroffen und dieser ihm eine Partnerschaft angeboten hatte, stimmte er nach kurzer Überle-

gung trotz seiner starken Vorbehalte zu, beendete alle noch laufenden Geschäfte und konzentrierte sich eigentlich ganz auf die neue Tätigkeit. Es war die richtige Entscheidung gewesen. Die Zusammenarbeit mit Nikolaj verlief reibungslos und garantierte ihm ein gutes regelmäßiges Einkommen, ohne ihm besondere Schwierigkeiten abzuverlangen.